

XVII. Ein Gegenstück zu Heiberg's „Apotheker Heinrich“.

Phosphorus Hollunder — ein anderes Bild! Ihm ward die Ehre zu Theil, die Kollektion Spemann eröffnen zu dürfen. Keine Geringere als Louise von François ist es, die uns mit ihm bekannt macht, und da der Herausgeber der deutschen Hand- und Hausbibliothek Professor Joseph Kürschner im Vorworte von der Verfasserin behauptet, „daß ihr eine selten gefundene Meisterschaft anhafte, eine an sich einfache Handlung durch die Ausführung und die Darlegung der Motive, durch das Eindringen in die psychologischen Prozesse ihrer Personen, zu Geist und Gemüth anregenden kleinen Kunstwerken zu gestalten“ — so dürfen wir auf diese Bekanntschaft wohl mit Recht gespannt sein.

Obgleich Phosphorus Hollunder mit dem Heiberg'schen Apotheker Heinrich durchaus nicht in einem geistigen Konnex steht, so haben die beiden Erzählungen doch mancherlei gemeinsam. Hier wie dort ein Paar, dessen weibliche Hälfte alles andere für den ihr bestimmten Mann eher empfinden kann, als herzliche Liebe. Hier und dort die Mutter, die der noch unerfahrenen Tochter nicht genug die Vorzüge einer Verbindung mit dem ihr bestimmten Apotheker zu rühmen vermag. Hier und dort die Armuth des Opferlammes gegenüber dem vollen Beutel des Apothekenbesizers, welcher letzterer schließlich den Sieg davonträgt, aber ohne die Früchte desselben genießen zu können . . . Himmelweit verschieden indessen wird uns der Charakter der beiden Fachgenossen geschildert. Während Apotheker Heinrich aus einem Gedichte des Verfassers dieses Buches rezitiren könnte:

Hassst mich, ich glaub' es doch nicht,
Thust gar böß, es fällt Dir schwer!
Bin bewandert — merkst es noch nicht? —
In der Liebe viel zu sehr,

könnte der liebeglühende Phosphorus Hollunder in Herzensangelegenheiten bei manchem der heutigen discipuli in die Lehre gehen!

Dort eine sich bis zum höchsten Raffinement steigende Bethörung des weiblichen Herzens, hier eine seh nende, hoffende Einfalt, wie wir sie uns kindlicher und reiner nicht zu denken vermögen, die aber dem gesetzten und studirten Phosphorus Hollunder, der sich merkwürdigerweise sogar zum Sprecher in der Voge zur feurigen Kugel aufgeschwungen, einen komischen, wenn nicht gar lächerlichen Anstrich verleiht. Und wenn der Apotheker Heinrich, den wir bei seinen Mitbürgern als in hoher Achtung stehend und reich an Aemtern und Würden kennen lernen, schließlich durch die öffentliche Meinung geächtet wird und aus der Stadt flüchten muß, so spielt sich auf Phosphorus Hollunder's Lebensbahn genau der entgegengesetzte Prozeß ab: aus dem schwankenden Reis ist ein stämmiger Baum geworden, der Manchem Schutz und Schirm gewährt. „Die Liebe, die Eine nicht beglücken, Eine nicht erwidern konnte, sie ist zum Segen geworden für einen weiten Kreis“, heißt es in der Erzählung; „ihr Hebel in einem guten Menschenherzen war das Leid.“

Sehen wir uns diesen Kollegen nun einmal etwas näher an. Wir treffen ihn am Schreibtische in der Apotheke zum Hollunderbaum, eine Rede memorirend, mit der er heute am Sylvesterabend die Schwesterloge zu erbauen gedenkt. Denn Phosphorus ist Freimaurer, und merkwürdigerweise setzt die Verfasserin zu diesem Bekenntnisse die Frage: „Welcher Apotheker wäre in Herrn Hollunder's jugendlicher Heldenzzeit es nicht gewesen?“ Phosphorus Hollunder ist also ein Redner, wenn auch nicht ein solcher aus dem Stegreif, sondern nach eingehender Vorbereitung. Die Geschichte erzählt uns, daß, zumal an Sylvesterabenden, sein Vortrag kein schönes Auge trocken ließ. Er ist ferner verliebt; denn während er in seinem Zimmer heftig gestikulirend und vor sich hinsprechend auf- und

abshreitet, geht ihm das Herz über und er ruft laut: „Verschmähst Du mich, Blanka? Weisest Du mich von Dir? O Mädchen, halte ein!“ Der Besitzer der Apotheke zum Hollunder läßt in seinem Selbstgespräch eine allen Menschen mehr oder weniger eigene Charaktereigenschaft durchblicken: er ist eitel, wenn nicht gar von großem Selbstbewußtsein durchdrungen, denn er fährt fort: „Besinne Dich, bedenke, ich bin ein gebildeter Mann, ein wohl-angesehener Mann, — nicht auch ein wohlanzusehender Mann?“

Schon im nächsten Sage lernen wir Hollunder aber von einer besseren Seite kennen. Er besitzt eine besonders für den Apotheker unerläßliche Tugend: die Pünktlichkeit. Es heißt: „Um sieben sollte die Versammlung ihren Anfang nehmen, und Herr Hollunder war gern an bedeutenden Tagen der Erste.“ Hollunder wird aber auch als ein sparsamer Mann geschildert, ebenfalls eine Tugend, die jedem Apotheker gut ansteht. Plötzlich durchzuckt es den in liebliche Gedanken Versunkenen wie beim Stich eines giftigen Insektes: er hat einen Nebenbuhler! Ein Lieutenant trachtet ebenso wie er nach Blankas Liebe und scheint ihm wohl als Konkurrent nicht ganz ungefährlich zu sein. „Was reizt Dich an dem Lieutenant, Blanka?“ ruft er aus. „Kann reiten glücklich machen? Oder eine blitzende Uniform?“ Wir ersehen daraus, daß Phosphorus Hollunder als bedächtiger Apotheker weiß, daß das echte Glück der Ehe von andern als äußeren Umständen abhängt, und voll Standesbewußtsein fährt er fort: „Heißt es Bildung, über Hindernisse setzen, ein keuchendes Pferd zu Tode jagen, das Aß in der Karte treffen? Er ist ein roher Gesell. Ich habe ihn beobachtet am Pharaotisch und bei der Bowle, da offenbart sich des Mannes Natur.“ —

Zwei neue Eigenschaften verräth uns Phosphorus, indem er auf sich selbst zu sprechen kommt: „Ich spiele niemals und beim Glase werde ich traulich und mache Verse, wie die Freunde fagen!“ Selbst eine edle That, die der Lieutenant vollbracht, schlägt Phosphorus Hollunder nur gering an, wenn sie nicht aus Ueberzeugung gethan oder doch von dem Drange eines guten Herzens geboten wurde. „Er trägt einen Orden,“ sagt Phosphorus, „weil er einmal eine kühne That vollbracht. Aber es geschah in jachem Affekt, nicht aus besonderer Wahl.“ Daß unser

Held reich ist, beglückt ihn, nicht aber um feinetwillen, sondern weil Blanka arm ist und er ihr manche Freude bereiten darf, die sie sonst nicht kennen lernte. Selbstlos setzt er hinzu, „denn ich gebe so gern, und wem gäbe ich lieber als Dir?“

Nachdem Phosphorus Hollunder sich solcherweise in jeder Hinsicht sowohl des Lieutenants wie Blankas ebenbürtig gesprochen, kommt ihm ein kleines Bedenken: „Aber Du bist ein Edelfräulein, bist Du auch stolz, Mädchen?“ Doch beruhigt setzt er hinzu: „Auch der Hollunder Erinnerung reicht Jahrhunderte zurück. Betrachte über der Apotheke den Baum in grauen Stein gemeißelt, das Wahrzeichen unseres Geschlechts, und darunter die Jahreszahl 1530. Wir haben uns die schöne Sitte des Adels angeeignet, in Bild und Schrift das Andenken unserer Ahnen ehrfürchtig zu wahren. Drei Jahrhunderte blicken wir zurück auf Väter, die unserer Stadt zum Muster bürgerlicher Tugend und Treue gereichten, auf häusliche, züchtige Mütter, Vorbilder ihres Geschlechts. Drei Jahrhunderte lang vererbte sich die Apotheke auf einen Erstlingssohn, einen Phosphorus.“

Doch dem letzten Hollunder sagt die Thätigkeit in dem Kräuter- und chemikalienduftenden Raum seiner Offizin nicht zu: „Ich befaße mich wenig mit meinem Geschäft,“ sagt er, „ich habe höhere Interessen, doch der Pflicht, welche solche Vergangenheit auferlegt, durfte ich mich nicht entziehen; ich mußte die Apotheke übernehmen.“ Nach diesem Geständnisse wundern wir uns denn auch nicht mehr, wenn Phosphorus vor dem Verlassen seines Zimmers pathetisch ausruft: „O, nur ein Wort, Geliebte, nur einen Wink und ich opfere Dir meinen Stammbaum, ich verpachte die Apotheke, ich kaufe mir ein Rittergut; Blanka, ich mache Dich zur Edelfrau!“

Nachdem wir so einige der innersten Empfindungen Hollunder's belauscht haben, wollen wir jetzt in den Gang der Handlung eintreten.

Phosphorus stößt im Vorfaal auf die alte Justine, die ihm berichtet, sie stehe Wache gegen die gottlosen Buben, die Lehrlinge unten, die auf dem Wege nach dem Kräuterboden am Schlüßelloch gehorcht hätten. Hollunder läßt sich dadurch aber seine gute Laune nicht rauben. Während er seinen Weg durch

die Apotheke nimmt, drückt er seinem Provisor die Hand und sagt: „Ich verlasse mich, wie in allen Stücken, auf Sie, mein lieber Speck, machen Sie freundlich den Wirth an meiner Statt. Er versteht sich auf einen kräftigen Punsch so gut wie auf jedes andere heilsame Gebräu, Sie können ihm vertrauen, meine jungen Herren. Ich wünsche Ihnen allen einen fröhlichen Eintritt in das neue Jahr!“ Fürwahr ein freundlicher Neujahrsgruß!

Der Abend in der Loge verläuft programmgemäß. Phosphorus schwimmt in einem Meer von Seligkeit, da er die Majorin v. Horneck, Blankas Mutter, sowie Blanka nach Hause begleiten darf. Vor der Hausthür sucht er Blankas Hand zur Huldigung zu fassen, Blanka aber entschlüpft in's Haus.

Im traulichen Schlafzimmer aber sitzt Frau v. Horneck noch lange an ihrer Tochter Bett und sucht derselben die Vortheile einer Verbindung mit Phosphorus Hollunder auseinanderzusetzen. „Hollunder, diesen Narr Hollunder!“ ruft die Tochter aus. Doch die Mutter antwortet wie vorahnend: „Menschen wie Hollunder werden bald genug im regelmäßigen Takte schreiten lernen, wenn eine ernste Erfahrung, eine bedeutende Pflicht, ein wahrer Schmerz gleich einer Taufe des Geistes sie überkommt.“ Und ein andermal: „Was aber den Apotheker anbelangt, — liebe Blanka, würdest Du gegen einen Landwirth etwas einzuwenden haben? Warum scheint es Dir nun geringer, mit Gewissenhaftigkeit und Kenntniß die Kräfte der Natur zu verwenden, um der schwersten Menschenplage, der Krankheit, entgegenzuwirken, warum scheint es Dir geringer, als seinen Acker zu bebauen, Vieh zu mästen, Korn und Wolle zu verhandeln und auf diese Weise, gleichfalls im Dienste der Natur, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen? Gesteh' es Kind, nur darum, weil Du auch solche, die Du für Deines Gleichen hältst, derlei ländliche Hantirungen treiben siehst und Dir noch kein adliger Apotheker bekannt geworden ist. Also aus Vorurtheil!“

Nach langem hin und her, welches die Tochter nicht zur Capitulation zu zwingen vermag, führt nunmehr die um die Zukunft des Kindes besorgte Mutter das schwerste Geschütz auf, indem sie mahnt:

„Du hast in der bescheidenen, aber gesicherten Einrichtung, welche mein Jahrgeld mir gestattete, wohl Beschränkung, aber keine Noth, keine Sorgen kennen gelernt. Schließe ich die Augen, bleibst Du mittellos zurück!“

Zwar rafft sich Blanka noch zu der Entgegnung auf: „Aber ich liebe diesen Hollunder nicht! Er ist mir gleichgültig, nein, er ist mir widerwärtig,“ sie vergleicht zwar die ritterliche Erscheinung Assur's mit Phosphorus Hollunder; „wie er“, nach den Worten des Romanes, „im Theekränzchen allbekannte Balladen deklamirt, mit schwacher Stimme Liebeslieder zur Guitarre singt, wenn nicht gar über dem Herdfeuer widerliche Mixturen braut“, und wenn auch die Lippen Blankas halb schon im Traum noch „Assur! Assur!“ flüstern — der Mutter letztes Geschloß hat dennoch eingeschlagen und gezündet — ein Leben ohne Sorgen, voll Glanz und Heiterkeit nach außen, ist es doch auch noch heute das Ziel so vieler Frauen — und müßte es auch oft mit einem ungeliebten Manne erkauft werden. . . Ob wohl der herzengute, ehrliche Hollunder die Hand Blankas angenommen hätte, wenn er die Gründe zu ihrem Entschlusse hätte ahnen können? — — —

Am Neujahrsabend war Ressourcenball. Die Verfasserin schildert uns unseren Helden als einen Mann von Pünktlichkeit und Ordnung, der als Vorsteher der Erste auf dem Plage war. In seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, Chapeau claque, Weste und Binde von weißem Atlas mustert er, den Ordnungssinn und die Vorsicht des Apothekers bekundend, noch einmal die Orden, Schleifen, Sträußchen, Bonbons und Nippes, die er aus eigener Tasche angeschafft und mit denen er einen hohen Christbaum geschmückt hat.

Gewissenhaftigkeit, welche sein Stand und seine Beschäftigung daheim ihm eingepfist, verräth uns die Thatsache, daß er die Musik zu den Tänzen selbst ausgewählt hatte. Die Polonaise ward nach der Arie: „Kennst Du der Liebe Qualen?“ getanzt, und als Phosphorus bei der Strophe: „Und doch, o Mädchen, lieb' ich Dich“ Blanka bebend in seinen Armen hielt, ihr Athemhauch sich dem seinigen mischte, da, da — o, du überseeligster Held Hollunder!

Uebrigens scheint mit der Liebe auch eine gewisse Schlagfertigkeit gegen den Witz anderer über Hollunder gekommen zu sein, denn als der ebenfalls anwesende Herr von Hohenwart das Wort „Vangerweile“ fallen läßt, meint Phosphorus:

„Vangerweile? Ach, da beklage ich Sie, mein Herr Lieutenant. Ich habe noch niemals Vangerweile empfunden.“

„Pillendrehen ist auch eine unterhaltende Beschäftigung“, versetzt Herr Hohenwart, worauf der Nebenbuhler, von Zorn und Liebe schlagfertig inspirirt, zurückgiebt:

„Zedenfalls nützlicher als Schnurrbardrehen!“ . . .

Die spätere Bemerkung Hohenwart's an Blanka: „Ich gratulire Ihnen zu diesem Prachtexemplar von einem Verehrer, Gnädigste. Ein närrischer Kauz, wie alle Apotheker!“ wird von Phosphorus nicht gehört und findet keine Erwiderung. —

Die Zeit schwindet — Blankas Mutter ist plötzlich gestorben — Blanka und Phosphorus sind vor der Welt ein Paar.

Hohenwart verfolgt trotzdem Blanka; er will, wie er sagt, sie noch einmal sehen, bevor er sie vielleicht für immer verliert. „Ein Abschied vielleicht auf ewig“, drängt er, indem er sie dicht an sich heranzieht. „Soll ich Dich auf die erbärmlichste Weise verlieren? Meine Perle durch feile Krämerhände besudeln sehen?“ Da er immer stürmischer drängt, zum Abend um Eintritt in ihr Haus bittet und den Bräutigam Blankas beschimpft, giebt dieser schnöde Unglimpf der Bethörten die Fassung wieder. Verzweifelt windet sie sich aus seinen Armen und flieht — „aus dem verlassenen Kinde ist plötzlich ein Weib geworden!“

Und dennoch, Blankas Gedanken irren stets zwischen Phosphorus und der Erinnerung an Hohenwart. —

Und der liebevolle Hollunder? „O gewiß, er spürte ihren Kampf, spürte ihn an dem jähen Wechsel ihrer Stimmungen, dem unwilligen Ablehnen jetzt, der reumüthigen Dankbarkeit dann. Aber immer wieder siegten Liebe, Vertrauen und vor Allem ein mitleidsvolles Weh über seine Zweifel.“

Wir sagten schon früher, daß Heiberg's Roman „Apotheker Heinrich“ und Luise von François' „Phosphorus Hollunder“ sich neben manchen anderen Punkten auch darin gleichen, daß es von weiblicher Seite an Gegenliebe für den Titelhelden

des betreffenden Romanes fehlte. Hier nun — Welch' himmelweiter Unterschied! Beide Frauen fallen ja schließlich der Macht des Geldes zum Opfer, die Eine indeß von dem ihr Aufgedrungenen auf das Raffinirteste ins Garn gelockt, während Phosphorus den Beweggrund Blankas nicht einmal ahnt und sein Geld und seinen Besitz nur als Mittel zum Zweck ansieht, die Erwählte glücklich zu machen. Nochmals, Welch' ein Unterschied zwischen jenem und Hollunder, dem Neuling, dem gläubigen Neuling in Herzensfragen!

Blanka trug am Hochzeitstage statt des von Hollunder besorgten bräutlich weißen Gewandes ein Trauerkleid von schwarzer Seide. Als die Tante dieserhalb schelten will, fällt ihr der glückliche Bräutigam, jene in Schutz nehmend, in die Rede:

„Lassen Sie unsere Blanka ihrem Sinne gemäß gewähren, beste Tante, ihr Gefühl, nicht das unsere ist es, was geschont werden muß.“

Müssen wir nicht die zarte Liebe dieses Mannes bewundern, die so wenig Gegenliebe erntet?

Hollunder's Geistesgegenwart bewundern wir während eines unliebsamen Zufalls bei der Trauung in der Kirche. „Als der Geistliche den Trauring an ihren Finger stecken wollte, zitterte ihre Hand so konvulsivisch, sank dann so schlaff an ihrem Körper herab, daß der Reif zu Boden rollte. Hollunder bückte sich nun, ihn aufzusuchen. Vergeblich. Rasch gefaßt, streifte er einen kostbaren Diamantring von seiner Rechten, ihn gegen den verlorenen auszutauschen.“

Das vorbestimmte Symbol der Treue war solches freilich nicht.

Phosphorus will seiner Blanka nach der Einkehr in sein Haus Ruhe für die innere Sammlung gönnen und geleitet darum ihre Tante heim. Als er geflügelten Schrittes heimkehrt, steht er vor verschlossener Thür. Er ruft leise Blankas Namen. Keine Antwort. Lauter und immer lauter. Alles still. — Er sucht sie auf der Terrasse. Die Lampe brennt. Blanka ist nicht da.

Ein banges Ahnen beschleicht ihn. Doch sein Glaube ist noch tapfer. „Sie wird hinab in die Anlagen gegangen sein“,

denkt er. Auch dort nicht. Aber dort auf dem Schreibtische — ein Ring, sein Diamantring und ein Blatt — zwei Zeilen!

„Ich verlasse Sie, ehe ich Sie elend mache. Denn ich liebe Sie nicht. Ich — ich kann Ihnen nicht angehören!“

„Sie ist todt!“ schreit er und stürzt überwältigt zu Boden. Aber nur einen einzigen entsetzlichen Augenblick. Im nächsten ist er wieder Herr seiner selbst, erkennt er mit dem Sichtblick der Liebe und der Verzweiflung die wirkliche Lage, und was sie gebietet. In diesem Moment der Hellsicht wird der weichmüthige Hollunder zum Mann.

Er will Blanka dem Entführer entreißen, aber nicht, um sie zu besitzen, nur sie zu retten vor Elend und Schmach.

Er fliegt in den Garten. Die Gondel ist verschwunden. Am jenseitigen Ufer landen zwei Gestalten.

Und siehe: Phosphorus ist Mann geworden, der Troubadour ward zum Romeo: ohne Wahl stürzt sich der Unglückliche in den Fluß und erreicht nach hartem Kampf das jenseitige Ufer. Da — ein herzsprengender Pfiff. „Halt! Halt!“ schreit er mit den Gebärden eines Rasenden und, wie es in unserer Erzählung heißt: „Der unglückliche Mann bricht leblos zusammen“, was aber wohl „wie leblos“ heißen soll, denn Phosphorus lebt noch. Nachdem sich zunächst das Gerücht verbreitet, Phosphorus wäre nach der Trauung irrsinnig geworden, eilen Blankas Tante und Hollunder bereits mit den Mittagszügen den Fliehenden nach. Was würde Apotheker Heinrich in diesem Falle gethan haben? Hätte ihm doch die Entdeckung nichts mehr genutzt und seiner Frau noch weniger. . .

Ohne etwas erreicht zu haben, kehren sie zurück. Hollunder wird von einem heftigen Fieber auf ein langes Krankenlager gerissen. „Wochenlang träumte er von Blut, schäumte von Rache, schrie wüthend nach dem Leben seines Beleidigers, dem Mörder seines Glücks und seiner Ehre.“

Und nunmehr tritt bei Phosphorus das Umgekehrte dessen ein, was wir bei Apotheker Heinrich erlebt haben. Während der letztere fast zum Verbrecher an seinem bedauernswerthen Weibe wurde, wird Phosphorus Hollunder durch die Schule des Lebens und des Schmerzes zu einem Mustergliede der mensch-

lichen Gesellschaft. Er war nach seiner schweren Niederlage ein Anderer als in seinen glücklichen Jugendtagen. „Ein Mann, ein Mensch“, schreibt die Verfasserin, „so lauter und fest, wie sie nur einzeln und selten uns begegnen zu unserm Troste und zu unserm Heil. Ein reinigendes Bad hatte die kindischen Farben von einem edlen Gebilde gespült und seine Schönheit offenbar gemacht. . . .“

Er reichte die Scheidungsklage ein, welche sein Weib von nicht einer Stunde berechtigte, das eines Anderen zu werden. Er wurde nicht wieder Vortänzer der Gesellschaft, sang keine Liebeslieder und machte keine Verse mehr. Der Arbeit war nunmehr sein Leben gewidmet; er verwerthete praktisch, was er theoretisch erworben, legte die ersten chemischen Fabriken an und beförderte so der Mitbürger Wohlstand und den eigenen.

„Kurz vor seiner Verheirathung war er zum Stadtrath erwählt. Jetzt übernahm er freiwillig das Dezerinat der Armenangelegenheiten und widmete sich demselben mit einer Ausdauer, welche diese Einrichtung zum Muster werden ließ für die gesammte Provinz. Er zeigte, wie man den Schlendrian verschrecken, anregend auf die Lässigen wirken, durch das Beispiel einen Wettstreit zum Besseren entzünden und sich mit allen Ständen verbinden kann, um das, was noth thut, anzubahnen und durchzuführen.“

Wir finden Phosphorus am Schlusse des Buches geehrt als Forscher, angesehen als praktischen Geschäftsmann, als Freund und Wohlthäter geliebt. Sein Name gehört zu den geschätztesten über die Grenzen hinaus. Die kleine Adelspartikel vor demselben wird ihm nicht entgehen, insofern ihn danach gelüstet; einstweilen trägt er einen langen Titel und verschiedene Ordensauszeichnungen zc. Die Verhältnisse der Tante Blankas haben sich bedeutend verbessert (wohl in Folge „eines Vermächtnisses“, wie Herr Hollunder zu verstehen giebt), und man weiß auch, daß sie in Briefwechsel mit ihrer Nichte steht und sogar Geldsendungen an sie abgehen läßt. . . .

Wir sehen, Hollunder hat trotz allen Kummers durch Hintergehung von Seiten des geliebten Weibes seinen edlen Sinn und seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren; er setzt

allem die Krone auf, als der Geheime Kommerzienrath Hollunder, nachdem Blankas Gatte, nach seinem Eintritt in überseeische Kriegsdienste, verschollen und sie selbst auf ihrem Sterbelager ruht, mitten in der Nacht mit seiner alten Freundin eine Reise in die Alpen antritt.

Er sah es wieder, sein Weib, vor Gott und Menschen ihm zu eigen gegeben. Das schöne Kind, blauäugig und braunlockig wie die, an deren Kniee es sich schmiegt, es ist ihr Kind, aber nicht das seine.

„Kein Blick zeigt einen Vorwurf; keine Miene seinen Jammer. Er ist wochenlang treuester Hüter an ihrem Sterbebette und ruft die kundigsten Aerzte herbei. Die Stimme der Kranken ist gelähmt, aber ihre Augen ruhen unverwandt auf dem gütigen Manne, mit einem Ausdruck, der Phosphorus Hollunder noch in seiner Sterbestunde beglücken wird. Ein stummer Händedruck sagt der Mutter, daß ihre Waise des Vaters nicht entbehren werde.“

Und als wenn wir immer wieder auf's Neue einen schönen edlen Zug an Phosphorus entdecken sollen, wie können wir fast den guten Mann um sein neidloses Gemüth beneiden, als er, bemerkend, wie Blankas Blick starr auf einem Bilde der gegenüberliegenden Wand haftet, diesen Blick versteht und den Vorhang zurückzieht, um das Bild Assur von Hohenwart's zum letzten Male vor das brechende Auge seiner Frau treten zu lassen, den letzten Rosenschimmer auf ihre fahlen Wangen zu zaubern . . .